

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-26649-2

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Astrid Fritz studierte Germanistik und Romanistik in München, Avignon und Freiburg. Anschließend arbeitete sie als Fachredakteurin in Darmstadt und Freiburg und verbrachte drei Jahre in Santiago de Chile, bevor sie Bestsellerautorin wurde. Heute lebt sie in der Nähe von Stuttgart. Im Rowohlt Taschenbuch Verlag erschienen bisher: «Die Hexe von Freiburg» (rororo 25211), «Die Tochter der Hexe» (rororo 23652), «Die Gauklerin» (rororo 24023), «Das Mädchen und die Herzogin» (rororo 24405), «Der Ruf des Kondors» (rororo 24511), «Die Vagabundin» (rororo 24406), «Die Bettelprophetin» (rororo 25250) und «Der Pestengel von Freiburg» (rororo 25747). Ihr neuester Roman «Die Himmelsbraut» erschien 2012 bei Kindler.

Mehr über die Autorin finden
Sie unter www.astrid-fritz.de

Astrid Fritz

Das Aschenkreuz
Historischer Roman
Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Juli 2013

Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung any.way,

Barbara Hanke / Cordula Schmidt

(Abbildungen: Daniel Murtagh / Trevillion

Images; Christie's Images / CORBIS; akg-

images; National Museum Wales / The

Bridgeman Art Library; thinkstockphotos.de)

Satz DTL Vanden Keere PostScript (InDesign)

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 499 26649 2

Prolog

Ein tiefgrauer Himmel hatte den frühen Abend zur Nacht gemacht. Der Mann im dunklen Umhang verbarg sich in einer Toreinfahrt. Eine kräftige Windböe fuhr ihm ins Gesicht, als das Unwetter auch schon losbrach. Wie aus Kübeln ergoss sich das Wasser aus dem schweren Gewölk, und die Menschen auf den Gassen flüchteten sich im Laufschrift in den Schutz ihrer Häuser und Werkstätten. Nur die schwächliche Gestalt vor ihm hatte offenbar keine Eile. Jetzt blieb der Bursche sogar stehen und hielt das Gesicht in den strömenden Regen.

Die Gelegenheit war gekommen. In völliger Einsamkeit erstreckte sich vor ihm die Abtsgasse bis zu den Augustinern, und nur wenige Schritte entfernt befand sich, wie seit der Großen Pest vielerorts in der Stadt, ein mit wilden Bäumen und Buschwerk überwucherter, brachliegender Grund. Fast tat ihm der Kerl leid. So jung noch, dabei so angenehm anzusehen. Er fuhr sich mit dem Ärmel über die nasse Stirn, als wolle er diesen Gedanken wegwischen. Doch es gab kein Zurück, jetzt nicht mehr.

Er zog sich die Kapuze tief ins Gesicht. Warum nur musste dieser Tölpel seine hübsche Nase in Dinge stecken, die ihn nichts angingen? Hatte er zunächst daran gedacht, ihm eine Abreibung zu verpassen, die er sein Lebtag nicht vergessen würde, so war er jetzt entschlossen, Ernst zu machen.

Kein Vaterunser später hatte er ihm von hinten den Arm auf den Rücken gedreht und ihm gleichzeitig die Hand auf den Mund gepresst. Es war ein Leichtes, ihn ins Dunkel der Brache zu der halb verfallenen Scheune zu zerren. Dort aber begann der Junge sich mit der Kraft eines Löwen zu wehren. Er schaffte es, sich halbwegs freizukämpfen, da erhellte ein greller Blitz die Dunkel-

heit. Weit offen stand der Mund des Knaben vor Entsetzen, als er sein Gegenüber erkannte.

Dann ging alles sehr schnell. Er bückte sich wiesel-
flink nach einem scharfkantigen Stein und schmetterte
ihn gegen den Schädel des Jungen. Dessen Schrei ging
unter in dem mächtigen Donnerhall, der die Häuser der
Stadt erschütterte. Noch einmal schlug er zu, vermeinte
das Knacken der Schädeldecke zu spüren, dann sackte
der knabenhafte Körper in seinem Arm leblos in sich zu-
sammen.

Kapitel 1

Es wurde eine unruhige Nacht. Bei jedem Donnerschlag ruckte die bettlägerige Alte vor Schreck mit dem Kopf hin und her.

«Keine Sorge, Kandlerin.» Serafina Stadlerin streichelte der Siechen die altersfleckige Hand. «Hier kann uns nichts geschehen. Schlaft nur ruhig weiter.»

Dabei war es Serafina selbst nicht ganz wohl in ihrer Haut. Seit dem frühen Abend tobte das erste Gewitter dieses Frühsommers nun schon über der Stadt. Die Sturmböen rüttelten an den verschlossenen Fensterläden, Blitz und Donner wollten kein Ende nehmen. Sie sagte sich, dass sie hier in der Stadt ungleich geschützter waren als in dem kleinen Dorf, in dem sie einst aufgewachsen war und so manches schlimme Unwetter erlebt hatte. Doch leider wirkte das schäbige, schmale Holzhäuschen der beiden hochbetagten Schwestern nicht gerade vertrauenerweckend. Es schien nur noch von seinen beiden Nachbarhäusern, deren Erdgeschoss aus solidem Stein gebaut war, am Umfallen gehindert. Wieder und wieder musste sie sich die Worte ihres Vaters, der ein kluger Mann gewesen war, in den Sinn rufen. Ein Blitz schlage sein Feuer, wenn er die Wahl hatte, stets in den höchsten Punkt. Und das war, wenn nicht das Dach der benachbarten adligen Trinkstube Zum Ritter, zweifellos der Münsterturm, der nur wenige Schritte vor der Haustür in den Himmel ragte.

Die alte Frau spitzte die Lippen, zum Zeichen, dass sie Durst hatte. Seit ihrem bösen Sturz vor einem Vierteljahr konnte sie sich nicht mehr rühren und war dem Tod näher als dem Leben. Aber der Herrgott wollte sie noch nicht haben. So siechte sie in ihrer ärmlichen kleinen Kammer reglos vor sich hin, vor einiger Zeit hatte sie

sogar das Sprechen aufgegeben. Tag und Nacht brauchte sie Hilfe, die in aller Regel ihre Schwester leistete, ebenfalls verwitwet, doch für ihr Alter noch erstaunlich rüstig. Jetzt aber war die gute Frau zur Niederkunft ihrer jüngsten Tochter für einige Tage ins nahe Kirchzarten gereist, und die Kandlerin war auf die Barmherzigkeit Fremder angewiesen.

Serafina goss im schwachen Schein der Tranlampe ein wenig Wasser in den Becher und gab der Kranken in kleinen Schlucken zu trinken. Ganz allmählich legte sich das Gewitter. Zwischen den Ritzen der Fensterläden waren keine Lichtblitze mehr zu erkennen, und die krachenden Donnerschläge hatten sich in ein mehr oder weniger fernes Grollen verwandelt. Vielleicht würde sie ja doch noch eine Handvoll Schlaf bekommen.

Müde lehnte sie sich in ihrem zerschlissenen Polsterlehnstuhl zurück und stieß dabei ein verärgertes Schnaufen aus. Das alles hatte sie nur ihrer Mitschwester Adelheid zu verdanken. Eigentlich wäre die Nachtwache bei der alten Witwe deren Aufgabe gewesen, doch wieder einmal hatte Adelheid Unpässlichkeit vorgeschoben, um einer mühevollen Aufgabe zu entgehen.

Ohnehin verstand Serafina nicht, warum Mutter Catharina, als Meisterin ihrer kleinen Schwesternsammlung zu Sankt Christoffel, ausgerechnet diese Frau so häufig zur nächtlichen Krankenpflege bestimmte. Adelheid Ederlin entstammte einem der vornehmsten Freiburger Geschlechter, das einst im Silberbergbau ein Vermögen gemacht hatte, und niemand in ihrem bescheidenen kleinen Konvent konnte nachvollziehen, warum sie nicht in das erlauchte Kloster Adelhausen eingetreten war, das vor den Toren der Stadt lag. Dort hätte sie ausreichend Muße zur Lektüre ihrer mystischen Bücher gehabt oder zu ihren Stickereien und Andachtsbildchen, die indessen, wie Serafina eingestehen muss-

te, von höchster Kunstfertigkeit waren. Ansonsten aber hielt sie Adelheid für schlichtweg faul, kein bisschen geschaffen für den Alltag in freiwilliger Armut und im Dienst am Nächsten.

Serafina hingegen gefiel ihr neues Leben hier in Freiburg, das sie erfüllte und ihr ungeahnte Freiheiten eröffnete. Als Laienschwestern ohne Klausur konnten sie sich frei in der Stadt bewegen, was auch notwendig war für ihre wichtigsten Aufgaben: So nahmen sie an Bestattungen teil, um mit ihren Gebeten und Fürbitten zum Seelenheil der Verstorbenen beizutragen, oder gingen in die Häuser zur Krankenpflege und Sterbebegleitung. Wobei Serafina der Umgang mit dem Leichnam anfangs einige Überwindung gekostet hatte.

Da mussten dem Verstorbenen zunächst die Augenlider und der Mund geschlossen werden, Ersteres aus Furcht vor dem bösen Blick, Letzteres, um die Rückkehr der Seele in den Körper zu verhindern, konnte der Tote doch sonst zu einem dämonischen Wiedergänger werden. Anschließend wurde der Leichnam sorgfältig gewaschen, mit Wasser oder in vornehmen Häusern auch mit Wein, hernach mit Spezereien eingerieben, in ein Büsserhemd oder weißes Laken eingeschlagen, aufgebahrt und zum Abschluss besprengt und beräuchert.

Für diese Dienste an ihren Mitmenschen durften sie, wenn es nicht anders ging, sogar die tägliche Morgenmesse bei den Barfüßern versäumen. Auch waren sie nicht, wie die Klosterfrauen, an feste Stundengebete gebunden – ihre zwanzig Paternoster und Ave-Maria morgens und abends konnten sie auch im Stillen, für sich, verrichten. Dies kam Serafina sehr entgegen. Obwohl sie eine gottesfürchtige Frau war, hielt sie unablässiges Beten für eine Zeitverschwendung, die der Herrgott gewiss nicht wollte. Zumal sie sich als freie Schwesterngemeinschaft selbst versorgen mussten, ganz wie in ihrem Re-

gelbuch geschrieben stand: «Wir sind geneigt, Gott zu dienen, unser Handbrot zu leben und niemanden mit Almosen zu beschweren.» So trugen sie also mit ihrer eigenen Hände Arbeit allesamt mehr oder weniger – die gute Adelheid eher weniger – zum Unterhalt der Gemeinschaft bei.

«Ich bin überrascht, wie schnell du dich bei uns eingelebt hast», hatte ihr die Meisterin vor wenigen Tagen gesagt. Serafina musste unwillkürlich lächeln, als sie jetzt an diesen Satz dachte. Hätte sie Mutter Catharina sagen sollen, dass ihr das enge Zusammenleben mit Frauen durchaus vertraut war? So viel anders als in Konstanz war es hier nicht. Auch im Haus Zum Christoffel trafen die unterschiedlichsten Wesensarten auf kleinstem Raum zusammen. Da waren, neben der schönen, etwas dünkelfaften Adelheid, noch die frömmelerische, ewig mürrische Heiltrud, die Serafina mit ihrer langen spitzen Nase und ihren eckigen Bewegungen an einen alten grauen Storch erinnerte, die furchtsame, kränkliche Mette, die ein hartes Leben als Magd hinter sich hatte, ihre Meisterin Catharina, die in mütterlich-liebevoller Strenge das Haus zusammenhielt, und nicht zuletzt, als Jüngste im Bunde, die fröhliche, unbedarfte und ewig hungrige Grethe. Sie war ihr in diesen wenigen Wochen trotz des Altersunterschieds zu einer echten Freundin geworden.

Ja, Serafina fühlte sich wohl unter diesen Frauen, und sie genoss den überschaubaren, schlichten Alltag mit ihnen. Langweilig wurde es dabei nie, zumal sie und ihre Gefährtinnen bei ihren Diensten viel in der Stadt herumkamen. Und des Sonntags lud ihre Meisterin nicht selten Gäste zum Mittagessen ein: mal die Ärmsten der Armen, mal vornehme Bürgerinnen und Bürger, die ihre Sammlung unterstützten. Wobei es mit Ersteren meist weitaus fröhlicher zuing.

Das Einzige, was Serafina ein ganz klein wenig vermisste, war der Bodensee, dieses endlose Wasser, das in der Morgensonne gleich Edelsteinen glitzerte, an schönen Sommertagen tiefblau schimmerte oder sich an Wintertagen in einem Meer von Nebel verlieren konnte. Und natürlich ihr kräftiges, dunkles Haar, auf das sie immer so stolz gewesen war. Gleich nach ihrer Ankunft vor sechs Wochen hatte Grethe es ihr fast stoppelkurz geschnitten und ihr dabei mit einem mitfühlenden Lächeln eröffnet, dass dies nun viermal im Jahr geschehe. Doch waren das letztlich Kleinigkeiten. Nicht einen Tag hatte sie bislang ihren Entschluss bereut, hier in Freiburg ganz von vorne zu beginnen. Und dass niemand in dieser Stadt sie kannte, war umso besser.

Mitunter plagte sie allerdings das schlechte Gewissen gegenüber der Meisterin. Zwar hatte sie nicht ausdrücklich gelogen bei ihrer Aufnahme in die Schwesternschaft, mehr als geflunkert indessen zweifellos. So hatte sie zu ihrer Vergangenheit nur angegeben, dass sie aus einem Dorf im Radolfzeller Hinterland stamme, wo ihr Vater Schultes war – was beides stimmte –, dass sie nie verheiratet gewesen sei und ihr Brot als Hausmädchen in feinen Herrenhäusern in der Schweiz verdient habe. Zeugnisse und Papiere besitze sie leider keine, da man sie auf dem Weg nach Freiburg ausgeraubt habe. Auch das entsprach halbwegs der Wahrheit. Wohl war sie so vernünftig gewesen, sich gleich ab Konstanz einer Reisegruppe anzuschließen, doch schon in der ersten Herberge hatte man nachts ihr Bündel geklaut. Zum Glück hatte sie ihre Wertsachen in einem Täschchen um den Leib gebunden. Am Schluss hatte Mutter Catharina jene Frage nach der Ehrbarkeit gestellt, die sie eigentlich als Erstes erwartet und umso mehr gefürchtet hatte. Die Aufnahmeregeln eines Schwestern- oder Beginenhauses verlangte normalerweise, dass man ein keusches und ehr-

sames Leben führte – wobei Ersteres naturgemäß nur einer Jungfrau oder Witwe gelang –, dazu einen guten Leumund, eine kleine Mitgift oder, falls das nicht vorhanden war, die Kenntnisse eines Handwerks aufweisen konnte. Bis auf die Mitgift hatte sie nichts davon zu bieten, und so redete sie sich in einem wahren Wortschwall heraus, während sie ihr kleines Vermögen, das sie angespart hatte, aus dem Gürtel zog. Sprach umständlich davon, wie entschlossen sie sei, ein gottgefälliges Leben zu führen, im Sinne der Nächstenliebe und Caritas, und kam schließlich auf den Grund zu sprechen, warum sie gerade die Sammlung zu Sankt Christoffel aufgesucht habe: Weil sie nämlich hoffe, auf ihre Kindheitsfreundin Ursula zu treffen, die hier, nachdem sie kinderlos zur Witwe geworden war, Aufnahme gefunden habe.

An jener Stelle hatte die Meisterin sie unterbrochen. Leider habe sich Ursula ein Jahr zuvor die Rote Ruhr geholt und sei daran gestorben. Hierüber war Serafina in ehrlicher Erschütterung in Tränen ausgebrochen, sodass Catharina sie tröstend in die Arme gezogen und das Gespräch seinen Abschluss gefunden hatte. Auf diese Weise hatte die traurige Wendung ihrer Unterredung Serafina eine Enthüllung erspart, die ihr mit Sicherheit die Aufnahme bei den Schwestern verwehrt hätte: Dass sie nämlich Mutter eines unehelichen, halberwachsenen Sohnes war.

Kapitel 2

Das laute Klopfen unten an der Haustür ließ Serafina aus dem Schlaf auffahren, den sie am Ende trotz ihrer Grübeleien doch noch gefunden hatte. Sogar einen wunderschönen Traum hatte sie gehabt, von einer sommerlichen Kahnfahrt an den Ufern des Bodensees.

Sie streckte ihre steifen Glieder. Das musste Grethe sein, die sie ablösen kommen sollte. Bestimmt hatte sie wieder einen riesigen Korb mit Verpflegung dabei, um nicht zu verhungern bis zum Abend.

Prüfend betrachtete sie die Kandlerin. Sie atmete mit geschlossenen Augen und entspanntem Gesicht ruhig vor sich hin. Als es erneut gegen die Tür schlug, war Serafina schon auf dem Weg nach unten.

«Immer langsam mit den jungen Pferden», rief sie, während sie den Riegel zurückschob.

Vor ihr stand Grethe, wie erwartet mit einem vollbe-
packten Henkelkorb neben sich. Ihr rundes Gesicht mit dem Herzchenmund war rosig von der kühlen Morgenluft.

«Was schleifst du da wieder alles mit?»

Das Mädchen strahlte sie an.

«Mein Andachts- und Gebetbuch. Schließlich muss ich der guten Kandlerin ja auch geistige Labung bieten.»

«Ach ja?» Serafina zog das Tuch vom Korb. Zum Vorschein kamen zwei große Kanten Käse, ein halber Laib Brot, ein viertel Ring Hartwurst und ein verschlossenes Krüglein mit Wein. Augenblicklich begann ihr Magen zu knurren.

«Dass mich die Raben fressen! Das reicht ja für eine Großfamilie. Du weißt aber schon, dass die alte Kandlerin vom Niklasbeck versorgt wird?»

«Nun ja, kannst dir gern was nehmen.»

Serafina winkte ab.

«Lass nur, du sollst ja nicht vom Fleisch fallen.» Sie kniff der Freundin in die rundliche Hüfte. «Wer kocht eigentlich für uns, wenn du nicht da bist?»

«Unsere liebe Heiltrud.»

«Ach herrje – das wird eine karge Kost.» Nun klaubte sie sich doch ein Stück Krume aus dem Brotlaib. «Bist du eigentlich allein gekommen?»

Die Regel besagte nämlich, dass die freundlichen Armen Schwestern, wie sie von den Leuten auch genannt wurden, nicht allein durch die Gassen ziehen durften. Wobei dies in ihrem Hause nur für die Jüngeren galt.

«Die Meisterin höchstpersönlich hat mich gebracht.»

«So ist's recht. Auf euch junges Gemüse muss man aufpassen.»

«Du redst ja daher wie meine Mutter.»

«Um Himmels willen – seh ich mit meinen dreißig Jahren etwa schon so alt aus?»

«Unsinn! Du weißt genau, dass du die schönste von uns allen bist.» Grethe grinste breit. «Auch wenn du in dem Alter bist, wo eine Frau die ersten Kinder großziehen sollte. Aber sei froh, dass du keine hast – meine Schwester hat nur Scherereien mit ihren Blagen.»

Bei diesen Worten war Serafina innerlich zusammengezuckt. Doch sie ließ sich nichts anmerken.

«Danke für die Schmeichelei! Aber ein Beginenweib kann gar nicht schön sein.»

«Du schon!»

Ein lautes Stöhnen von oben unterbrach ihre Plauderei.

Grethe zog ihren Korb weg. «Die Nächstenliebe ruft.»

Damit verschwand sie auch schon auf der engen Stiege nach oben.

«Sag noch, Grethe», rief Serafina ihr hinterher, «muss heut Nacht wieder jemand bei der Kandlerin wachen?»

«Nein, ihre Schwester kommt gegen Abend zurück.»

Wenigstens das. Serafina trat hinaus in die Kühle des angebrochenen Tages. Der Himmel war noch rosenrot gefärbt und ohne eine einzige Wolke. Was für ein wunderbarer Morgen! Ihr war, als hätte das Gewitter der letzten Nacht alles reingewaschen.

Begierig sog sie die frische Luft ein, bevor es in den Gassen wieder nach Schweinekot und den Inhalten der ausgeleerten Nachttöpfe stinken würde. Von den Abortgruben der Häuser ganz zu schweigen.

So hundemüde und hungrig sie war, wollte sie doch noch einen Abstecher zu Gisla machen, um sie nach einigen Heilkräutern zu fragen, die nicht im Garten von Sankt Christoffel wuchsen. Die Kräuterfrau gehörte zu jenen Menschen, die schon mit dem ersten Hahenschrei auf den Beinen und gleich darauf bei der Arbeit waren. Im Falle von Gisla hieß das, auf Kräutersuche an den Uferwiesen der Dreisam oder am Waldrand. Daher erwischte man sie nur zur frühen Morgenstunde. Falls Serafina sich von ihr nicht wieder in ein Fachgespräch über Gartenkunde verwickeln lassen würde, konnte sie es hinterher noch rechtzeitig zur Morgenmesse bei den Barfüßern schaffen.

Sie überquerte den menschenleeren Platz vor dem Kirchhof des Münsters, auf dem tiefe Pfützen standen. Die Lauben der Kleinkrämer an der Friedhofsmauer waren zu dieser Stunde noch mit Brettern verschlossen, und es herrschte eine fast unheimliche Stille. Linkerhand bog sie in ein enges, düsteres Gässchen ein, nicht ohne sich noch einmal umzudrehen und einen Blick hinauf zum Münsterturm zu werfen, der, ein Wunder an Baumeisterkunst, kraftvoll und feingliedrig zugleich in

schwindelerregende Höhe ragte. Das prächtige Gotteshaus war zu Recht der ganze Stolz der Freiburger, diente Unser Lieben Frauen Münster ihnen doch ganz bescheiden als Pfarrkirche. Gewiss wäre es noch um einiges herrlicher zu nennen, erhabener noch als die Konstanzer Bischofskirche, wäre da nicht die hässliche Bau ruine auf der anderen Seite gewesen. Der Chor nämlich war umgeben von halbfertigen, hohen Mauern mit Säulen, die sich im Halbrund wie ein lückenhaftes Riesengebiss um die Ostseite der Kirche zogen. Halbwilde Hunde und Katzen trieben sich da herum, nährten sich von dem stinkenden Unrat, den die Leute immer wieder heimlich hier abluden. Eigentlich hätte hier ein neuer Hochchor, mit Chorumgang und Kapellenkranz, entstehen sollen, vor etlichen Jahrzehnten schon. Doch die Große Pest und der Freikauf von den ungeliebten Grafen von Freiburg hatten die Stadt und ihre Bürger einst wirtschaftlich an den Rand des Abgrunds getrieben und belasteten sie bis heute.

Serafina beschleunigte ihren Schritt, sodass der Schlamm unter ihren Schuhen nur so spritzte. Die Kräuterfrau Gisla wohnte in der Schneckenvorstadt, gleich hinter dem Spitalbad. Inzwischen vermochte Serafina in dieser Stadt an ihr Ziel zu gelangen, ohne stundenlang in die Irre zu gehen. Führten doch längst nicht alle Gassen gradlinig auf die beiden Hauptstraßen zu, die Freiburg wie ein Kreuz durchschnitten.

Allmählich erwachte die Stadt. Die Handwerker öffneten ihre Läden, Tagelöhner und Knechte machten sich auf den Weg zur Arbeit, die ersten Ziegen und Rinder wurden zwischen kläffenden Kötern hindurch auf die Viehweide vor der Stadt getrieben. Kurz vor dem Untertor ließ ein schriller Pfiff Serafina zusammenfahren. Es war Barnabas, der Bettelzwerg, der sich auf diese Weise bemerkbar zu machen pflegte.

«Du meine Güte – hast du mich verschreckt.»

Der kleine Kerl mit den stämmigen krummen Beinen und dem riesigen Kopf, wie immer in ein buntscheckiges Meer von Flicken gekleidet und mit einer viel zu kleinen Filzkappe auf dem struppigen Haar, zupfte heftig an ihrer aschgrauen Tracht. Für gewöhnlich begrüßte er sie mit einer tiefen Verbeugung und sprach sie mit «schöne Frau Serafina» an, was sie innerlich jedes Mal zum Schmunzeln brachte. Heute jedoch zitterte er am ganzen Leib.

«Was hast du denn? Du bist ja völlig außer dir!»

Ohne ein Wort herauszubringen, wies Barnabas in Richtung Abtsgasse. Sie schüttelte den Kopf.

«Nein, Barnabas, ich hab es eilig. Zeig mir, was du mir zeigen willst, ein andermal.»

«Ddder To-Tod! – Im Holz! – So grrroße Au-agen!»

Wie immer, wenn Barnabas aufgeregt war, brachte er entweder gar nichts heraus oder stotterte zusammenhangloses Zeugs. Jetzt erst fiel Serafina auf, dass alles, was so früh schon unterwegs war, in Richtung dieser Gasse strömte.

Unwillig ließ sie sich von ihm mitziehen. Sie mochte Barnabas, der ihr in der kurzen Zeit hier in Freiburg ans Herz gewachsen war, und sein absonderliches Wesen machte ihr auch keine Angst, erinnerte er sie doch an den Dorfnarren aus ihrer Kinderzeit. Doch manchmal konnte er einem schon gehörig zur Last fallen.

Die Menschen vor ihnen bogen allesamt hinter dem Haus Zum Grünen Wald in das brachliegende Grundstück ein, von dem es hieß, dass es dort des Nachts spuke. Jetzt allerdings drangen von dem mit Bäumen und Sträuchern überwucherten Ort keine Geisterrufe herüber, sondern gedämpftes Schreckensgemurmel. Als die Menge ihrer Schwesterntracht gewahr wurde, gab man

ihr den Weg frei bis vor das Tor einer schmalen Scheune, die verlassen und verfallen an der Stadtmauer lehnte.

Serafina hatte schon so einiges gesehen in ihrem Leben, doch der Anblick, der sich ihr dort bot, fuhr ihr tief ins Herz. Am Querbalken des offenen Tores war ein grober Strick befestigt, und daran baumelte, nur einen Schuh hoch über der Erde, der Leichnam eines sehr gut gekleideten jungen Burschen von höchstens fünfzehn Jahren. Die Zunge hing ihm blaurot geschwollen aus dem Mund, die Augen hatte er weit aufgerissen, die Finger zu Fäusten gekrampft. Das Merkwürdigste aber: Auf seine hohe, helle Stirn war ein Aschenkreuz geschrieben, als Zeichen der Schuld. Ganz offensichtlich hatte sich der Junge selbst aufgeknüpft.

Keiner der umstehenden Gaffer wagte es, sich auf mehr als Armeslänge dem Toten zu nähern. Serafina schlug das Kreuzzeichen und sprach ein stilles Gebet, während sie voller Mitgefühl die sterbliche Hülle des Jungen betrachtete. Zu Lebzeiten musste er ausnehmend hübsch gewesen sein, mit seinen feinen, fast mädchenhaften Gesichtszügen.

Sie wandte sich um. «Warum holt ihn keiner dort runter?»

Verständnislos glotzten die Leute – einfache Handwerker, Knechte und Mägde – sie an. Dabei wusste sie selbst die Antwort. Einen Selbstmörder vom Strang zu schneiden brachte nämlich Unglück. Serafina allerdings hielt das für dummes Zeug.

Hilfesuchend blickte sie von einem zum andern, als sie in einiger Entfernung drei Männer in den Weißkuten der Wilhelmiten an der Brache vorbeischlendern sah. Sie hielten kurz inne, einer von ihnen starrte entsetzt oder auch nur neugierig zu ihnen herüber. Mit hastigen Bewegungen winkte Serafina die Brüder heran, doch die

setzten nach einem kurzen Zögern ihren Weg fort. Schöne Mönche waren das! Sie schnaubte empört.

Da trat ein älterer Tagelöhner vor. «Mein Sohn ist schon auf dem Weg ins Rathaus, Schwester. Es wird also alles seinen rechten Weg gehen.»

«Was hat uns dieser verfluchte Erzbösewicht bloß angetan?», hörte sie hinter sich eine Weiberstimme laut-
hals lamentieren. «Wegen seiner Schandtat ist gestern
Abend das böse Wetter über uns gekommen. Mein ganzes
Gemüse hat es zerschlagen.»

«Dann müsste der Junge sich ja vor dem Gewitter-
sturm erhängt haben, am helllichten Tage und vor al-
ler Augen», gab Serafina der Frau trocken zu verstehen.
«Und das glaubst du wohl selbst nicht.»

Barnabas, der sich immer noch dicht neben ihr hielt,
nickte heftig. Er zitterte nicht mehr, aber sein schiefes
Gesicht mit den aufgeworfenen Lippen war noch immer
blass und ließ seine abstehenden Ohren rötler denn je
erscheinen.

«Das Auge muss zu», flüsterte er und deutete zuerst
auf den Leichnam, dann gegen seine eigene Brust.

Serafina verstand und hob den Zwerg in die Höhe. Sie
war erstaunt, wie schwer der kleinwüchsige Mann war.
Sofort wich die Menge mit einem Aufschrei noch weiter
zurück, während Barnabas vergeblich versuchte, dem
Toten die Lider herunterzustreifen. Der Junge musste al-
so schon einige Zeit dort oben hängen.

Als sie Barnabas wieder absetzte, sah sie im Schat-
ten des Leichnams etwas auf dem Boden schimmern.
Sie bückte sich und klaubte drei Silbermünzen aus dem
schlammigen Grund.

«Nicht doch!», zischte der Tagelöhner. «Die sind des
Teufels!»

«Ich sag's ja – da kreisen schon die Rabenvögel über
uns», rief ein anderer.

Und wirklich zog eine riesige Schar Krähen über die Stadt hinweg.

Serafina schüttelte nur den Kopf und steckte die Rappenpfennige in ihre Rocktasche.

«Wer ist der Tote eigentlich?», wollte sie von Barnabas wissen.

«Der feine Hans mit dem weichen Herzen», antwortete der mit seiner heiseren Kinderstimme. Offenkundig hatte er die Sprache wiedergefunden.

«Wer?»

«Er meint Hannes, den Sohn von Kaufmann Pfefferkorn», mischte sich der Tagelöhner wieder ein.

«Sag ich doch.» Barnabas schürzte trotzig die Lippen.

In diesem Augenblick ertönten von der Gasse her herrische Befehle. «Weg da! Auseinander! Aber zack, zack!»

Es war der Büttel, der sich mit seinem Stock den Weg bahnte. Im Schlepptau führte er zwei Männer mit sich. In einem von ihnen erkannte Serafina Meister Henslin, seines Zeichens geschworener Wundarzt der Stadt. Ihm war sie gleich in der ersten Woche begegnet, als Grethe von der Leiter gestürzt war und sich den Arm ausgerenkt hatte. Der gutmütige Mann war zwar äußerst geschickt mit den Händen, schien ihr aber nicht allzu helle im Kopf zu sein.

Der zweite Begleiter des Büttels war schlank und hochgewachsen, ansehnlich trotz seines fortgeschrittenen Alters. Seine Tracht, ein knielanger, dunkelroter Tappert mit Pelzbesatz, unter dem eine schwere Silberkette hervorblitzte, sowie das schwarze Samtbirett auf dem angegrauten Haar wiesen ihn als einen hohen Herrn des Stadtrats aus. Jetzt allerdings sah er aus, als habe man ihn gradwegs aus dem Bett geholt mit seinen vom Schlaf verquollenen Augen.

Der Anblick des Gehenkten schien ihn mit einem Schlag wach zu rütteln. «Allmächtiger steh mir bei! Der junge Hannes Pfefferkorn!»

Er bekreuzigte sich hastig, wobei sein Blick auf Serafina fiel. Sie und Barnabas waren als Einzige vor den Neuankömmlingen nicht zurückgewichen.

«Wer seid Ihr? Gehört Ihr ins Regelhaus Zum Lämmlein?»

«Nein, zu den Christoffelschwestern. Schwester Serafina ist mein Name. – Und wer seid Ihr, werter Herr?», fragte sie keck zurück. Gleich darauf biss sie sich auf die Lippen. Wieder einmal hatte sie vergessen, dass sie sich als Schwester mehr in Demut und Zurückhaltung üben sollte.

«Ratsherr Nidank», gab der Mann denn auch mit verkniffener Miene zurück. In diesem Moment versetzte der Büttel dem Bettelzweig einen Stockschlag ins Kreuz. Barnabas stieß ein lautes Heulen aus, wobei er angstvoll die Augen verdrehte, und trollte sich eilends davon.

«Was soll das?», fuhr Serafina den Büttel an.

«Dieser Unsinnige hat bei hohen Herren nix zu suchen.»

«Dieser Unsinnige, wie Ihr Barnabas nennt, ist gerade so ein Geschöpf Gottes wie alle hier. Und jetzt solltet Ihr vielleicht Eures Amtes walten und die arme Seele dort vom Strick schneiden.»

Verdutzt sah der Büttel zwischen ihr und dem Ratsherrn hin und her, bis dieser nickte. «Da drüben im Gestrüpp liegen lose Balken. Das sollte reichen, um an das Seil zu kommen.»

Wenig später hatte der Büttel mit Hilfe des Wundarztes den Leichnam abgenommen und auf einen der Balken gelegt. Serafina hatte dem Ganzen aufmerksam zugehört.

«Tod durch den Strang. Eindeutig Freitod», bescheinigte Meister Henslin dem Ratsherrn. «Da wird ihm das Bußzeichen auf der Stirn auch nichts nützen.»

«Gut. So werden wir es später schriftlich festhalten lassen. Bringen wir ihn jetzt nach Hause», sagte Nidank. «Und Ihr, Schwester, begleitet uns. Um den armen Eltern seelischen Beistand zu leisten. – Einen Pfarrer werden wir für diesen Gottlosen wohl kaum finden.»

Da diese Aufforderung nach einem amtlichen Befehl klang, wagte Serafina keine Widerworte.

Sie nickte. «Gehen wir.»

Es war eine seltsame Prozession, die da von der alten Scheune hinüber in die nahe Salzgasse zog. Vorweg der Büttel mit seinem Stock, unentwegt «Aus dem Weg!» brüllend, hinter ihm Meister Henslin und der alte Tagelöhner, die auf einem Brett den toten Hannes Pfefferkorn trugen, gefolgt von Ratsherr Nidank mit vorgerecktem Kinn und einer in Gedanken versunkenen Serafina. Schließlich die Meute der Schaulustigen, die binnen kurzem zu einem dichten Strom anschwell. Von Barnabas war weit und breit nichts mehr zu sehen.

Kapitel 3

Das verzweifelte Schluchzen von Walburga Wagnerin, Pfefferkorns ehelicher Frau, wollte kein Ende nehmen, als der Leichnam ihres Sohnes in der Stube aufgebahrt lag. Immer wieder zog Serafina die kleine, zarte Frau tröstend in die Arme, versuchte vergebens, mit ihr Gebete zur Heiligen Mutter Maria zu sprechen.

Kurz zuvor hatte sie in der Kammer nebenan mit Hilfe der Hausmagd den Toten entkleidet, gewaschen und hergerichtet. Das hatte sie einige Überwindung gekostet. Ganz anders als bei einem soeben erst Verstorbenen war der Körper schon mit Leichenflecken bedeckt und weitgehend erstarrt, an den Beinen klebten die abgegangenen Exkremente wie eine Kruste, das dunkle Haar am Hinterkopf war blutverschmiert. Es war kein schöner Anblick gewesen. Erst nachdem sie dem gereinigten Leichnam das Totenhemd übergestreift und ihn in die Wohnstube gebracht hatten, war es Serafina ein klein wenig leichter ums Herz geworden.

Dafür galt es jetzt, der erschütterten Mutter und ihren beiden Töchtern in ihrem unsagbaren Schmerz beizustehen. Zumindest bis der Hausherr zurück war. Kaufmann Magnus Pfefferkorn hielt sich nämlich in Waldkirch in Geschäften auf, doch ein reitender Bote war bereits dorthin unterwegs. Derweil wartete Ratsherr Nidank ungeduldig auf den Gerichtsschreiber, um das Urteil des Wundarztes schwarz auf weiß festzuschreiben und damit das Schicksal des jungen Pfefferkorn zu besiegeln.

Serafina wusste, dass das allgemeine Entsetzen über diesen Selbstmord das Leid um einen allzu frühen Tod bei weitem überstieg. Niemals würde die Seele nach einer solchen Sünde die Gnade erfahren, Gottes Angesicht

zu schauen, da halfen auch alle Bußgebete und Fürbitten der Angehörigen nichts. Stattdessen war dem Frevler der ewige Höllenpfuhl gewiss. Zumindest die Kirche predigte solcherlei Zeugs.

So würde auch kein Totengeläut den Freiburgern verkünden, dass einer aus ihrer Mitte verstorben war, niemand würde zum Abschiednehmen kommen, kein Priester dem Toten die Absolution erteilen, den Leichnam mit Weihwasser besprengen und zur Kirche geleiten. Statt feierlicher Totenmesse und christlichem Begräbnis stand dem armen Jungen nun als letzter Gang in dieser Welt der Weg zum Schindanger draußen am Fluss bevor, wo ihn der Abdecker in ungeweihter Erde verscharren würde, neben Tierkadavern und Ehrlosen. Und auf dem überaus vornehmen Haus Zur Leiter würde fortan der Schatten der Schande lasten.

Serafina hatte Mühe, ihre eigene Betroffenheit zu verbergen. Sie konnte den Blick nicht lösen von dem Jungen, der da auf dem Boden inmitten der Stube lag. Auf seinem schmalen Gesicht lag nicht der Ausdruck von Erleichterung und Frieden, wie er nach dem Todeskampf meist zu finden war. Vielmehr schienen seine Züge in Angst erstarrt.

In diesem Augenblick wurde die Tür aufgerissen, und ein junger Mann stürmte herein, kräftig und mit breiten Schultern, gewandt wie ein eitler Stutzer. Unter dem mi-parti gefärbten Mantel mit Samtverzierung und weiten, offenen Zattelärmeln lugten übertrieben lange Schnabelschuhe hervor, auf dem rotbraunen, langen Haar saß ein aus puterroten Stoffwülsten drapierter Hut. Serafina verzog das Gesicht über diesen unpassenden, ganz und gar lächerlichen Aufzug. Solche Mannsbilder hatte sie noch nie leiden können.

«Was für eine Schmach!» Der Bursche eilte auf Nidank zu, der neben Meister Henslin in einem der gepols-

terten Lehnstühle eingedöst war, die Beine weit von sich gestreckt. «Wie hat er uns das nur antun können?»

«Ruhig Blut, Diebold.»

Der Ratsherr erhob sich umständlich und legte ihm fürsorglich den Arm um die Schulter. «Es tut mir aufrichtig leid für dich und deine Familie. Nun geh zu deiner Mutter, sie braucht deinen Zuspruch, bis euer Vater zurück ist.»

Gehorsam schritt Diebold, offenbar der ältere Bruder des Toten, in großem Abstand um die Bahre herum und sank vor seiner Mutter auf die Knie. Serafina fiel auf, dass er Hannes kaum eines Blickes gewürdigt hatte.

«Mutter – liebste Mutter.» Er nahm ihre Hände und streichelte sie. Doch die Pfefferkornin zog sie zurück.

«Leg deinen Hut ab, wie es sich ziemt vor einem Toten», presste sie hervor.

«Aber ... Er ist ein Sünder ohne Reue, er hat keine Ehrerbietung verdient. Siehst du denn nicht, was er dir – was er uns allen angetan hat?»

«Schweig und steh auf, Diebold!»

Dann begann sie still zu weinen, während Diebold sich mit zerknirschtem Blick aufrichtete und sein Haupt entblößte.

Ganz offensichtlich hing er nicht allzu sehr an seinem jüngeren Bruder, dafür umso mehr an seiner Mutter. Serafina hatte in ihrem bisherigen Leben ausreichend Gelegenheit gehabt, das Wesen und auch die Abgründe der Menschen zu erkunden. Hier nun glaubte sie zu erkennen, dass Walburga Wagnerin, genannt die Pfefferkornin, ihren jüngeren Sohn weitaus mehr liebte als Diebold und dass dieser darunter litt. Jetzt fiel Serafina auch die verblüffende Ähnlichkeit zwischen Hannes und seiner Mutter auf. Beider Gesicht war von derselben, fast makellosen Schönheit, beide hatten sie diese dunklen, mandelförmigen Augen. Auch wenn die Hausherrin be-

reits ein paar Jahre älter war als Serafina, so war sie doch noch immer fast schön zu nennen.

Sie setzte sich zu der armen Frau auf die Fensterbank und strich ihr über die Schulter.

«Habt Ihr schon Fürbitter für die nächtliche Totenwache bestellt?», fragte sie sie. «Ich könnte eine Schwester von uns oder vom Regelhaus Zum Lämmlein vorbeischicken.»

«Ich wäre froh, wenn *Ihr* das tun könntet.»

«Wenn Ihr es wünscht, sehr gerne.»

«Danke, Schwester Serafina.»

Serafina warf einen Blick auf den Bruder. Diebold hatte sich in eine Ecke zurückgezogen und stierte vor sich hin. Plötzlich spürte sie die Müdigkeit in allen Knochen.

«Nun, dann würde ich jetzt nach Hause gehen und nach dem Vesperläuten wiederkommen.»

«Nein, bitte – bleibt an meiner Seite, bis mein Ehemann zurück ist. Ihr könnt auch mit uns essen, die Köchin richtet gerade eine warme Morgensuppe für uns alle.» Als Serafina nickte, fuhr Walburga Wagnerin fort: «Betet Ihr jetzt mit mir?»

«Ja. Habt Ihr ein Psalter im Haus?»

Die Magd holte ein ledergebundenes Buch aus der Ziertruhe. Gemeinsam sprachen sie mit den beiden Töchtern, von denen die eine noch ein Kind war, die sieben Bußpsalmen. Gerade als sie beim «De Profundis» angekommen waren, traf der Gerichtsschreiber ein. In kühler Höflichkeit sprach er sein Mitgefühl aus, rückte einen Stuhl an den schweren Eichenholztisch und packte umständlich seine Schreibutensilien aus. Schließlich blickte er erwartungsvoll zu Ratsherr Nidank.

Der räusperte sich vernehmlich und strich sich über das gepflegte halblange Haar. «So schreibt denn also: Im Jahre nach der Fleischwerdung des Herrn 1415, den Freitag vor Sankt Veit, wurde tot aufgefunden Johan-

nes Pfefferkorn, Sohn des Kaufherrn Magnus Pfefferkorn, zur Scheuer daselbst in der Abtsgasse zu Freiburg im Breisgau, gerichtet von eigener Hand und im Frevel der Todsünde, erstickt am Strang. Als Zeugen seien genannt: Sigmund Nidank, ein Ratsherr, Meister Henslin, ein geschworener Wundarzt, der Sackpfeiffer Gallus, ein Gerichtsdienner. – Könnt Ihr dies so unterzeichnen, Meister Henslin?»

Der Wundarzt nickte, und sofort zerriss ein durchdringender Schrei die kurze Stille.

«Nein!» Walburga Wagnerin sank vor dem Leichnam in die Knie. «Nein! Niemals würde mein Hannes so etwas tun. Niemals!»

«Mutter!» Mit einem Satz war Diebold bei ihr. «Komm zur Vernunft. Wie sonst soll das geschehen sein?»

Verdutzt betrachtete Serafina die Pfefferkornin und trat dann entschlossen vor den Wundarzt.

«Bevor Ihr und der Ratsherr Eure Namen unter das Schriftstück setzt, bitte ich Euch inständig, noch einmal nachzudenken. Nehmt die Worte der Hausherrin ernst. Eine Mutter hat ein Gespür für ihr Kind.» Sie sah Meister Henslin durchdringend an. «Wie erklärt Ihr Euch beispielsweise den blutigen Schädel des Jungen? Mag es nicht sein, dass jemand den armen Hannes hinterrücks erschlagen hat und dann erst aufgeknüpft? Und ihm, als Gipfel der Dreistigkeit, auch noch mit einem Aschenkreuz die Stirn gezeichnet hat?»

Ehe der reichlich verdatterte Wundarzt etwas erwidern konnte, fuhr Nidank dazwischen.

«Was maßt Ihr Euch an, Begine?» Seine Unterlippe zitterte empört. «Ihr vermeint also wahrhaftig, die Wundarznei besser zu verstehen als Meister Henslin?»

«Ganz und gar nicht, Ratsherr», gab sie ruhig zurück. «Ich suche nur nach einer Erklärung für die tiefe Wunde am Kopf des Toten.»

Der Wundarzt hatte sich wieder gefangen. «Nun – dafür könnte es schon eine Erklärung geben. Der Junge ist von innen am Scheunentor hochgeklettert, hat dort das Seil befestigt und sich dann in die Tiefe gestürzt. Dabei ist der Körper in heftiges Pendeln geraten und der Kopf gegen den Seitenpfeiler des Tors geschlagen.»

«Mit einer solchen Wucht? Ihr selbst habt die Wunde doch sicherlich genau ertastet?»

«Was soll das? Was mischt Ihr Euch ein?», brauste nun auch Diebold auf. «Hannes hatte sehr wohl Gründe, den Strick zu nehmen. Meiner Braut ist er nämlich nachgestiegen, war zu Tode verliebt in sie und deshalb kreuzunglücklich.»

«Da habt Ihr's!» Mit einer herrischen Geste wies Ratsherr Nidank auf die Pfefferkornin, die zusammengekauert auf dem Boden hockte und vor sich hin wimmerete. «Kümmert Euch jetzt lieber um die arme Mutter. Ihr seid zum Beten hier und nicht, um uns in die Kur zu pfuschen.»

Einige Stunden später, nach dem Abendläuten, kehrte Serafina erneut ins Haus Zur Leiter zurück. Der Gang fiel ihr schwer. So viel Schmerz und Verzweiflung hatte sich von heut auf morgen in diesem herrschaftlichen Bürgerhaus eingenistet. So gut es ging, hatte sie versucht, der armen Mutter und den beiden verstörten Mädchen Halt zu geben, und ihr war erst leichter ums Herz geworden, als am frühen Nachmittag endlich der Hausvater aus Waldkirch zurückgekehrt war. Doch dessen Verhalten hatte alles nur noch schlimmer gemacht. Vor Entsetzen über die Tat seines Sohnes war er in einen lautstarken Wutanfall ausgebrochen. Genau wie Diebold hatte er den Leichnam gar nicht erst sehen wollen, hatte sogar befohlen, die Totenbahre in eine der schäbigen Schlafkammern unterm Dach zu schaffen.

Auch Reichtum schützt vor Unglück nicht, dachte Serafina, als sie jetzt durch die vornehme Salzgasse marschierte. Hier war die Straße mit Wackersteinen gepflastert und fein säuberlich gekehrt, hier hatten Ritter, Kaufleute und angestammte Geschlechter ihren Wohnsitz. Oder auch die Augustiner-Eremiten, die genau gegenüber Pfefferkorns Haus ihr Kloster hatten.

Serafina warf einen Seitenblick auf ihre Mitschwester Heiltrud, die ihr die Meisterin zur Unterstützung mitgeschickt hatte und die jetzt schweigend neben ihr herstapfte. Sie war sehr froh, dass sie die kommende Nacht nicht allein mit dieser bedauernswerten Familie verbringen musste. Dafür nahm sie sogar Heiltruds übellauniges Wesen in Kauf.

Immerhin fühlte sie sich wieder bei Kräften. Mutter Catharina hatte sie nämlich am Nachmittag von der üblichen Arbeit befreit und ihr erlaubt, vor der Nachtwache noch ein wenig auszuruhen. Von ihr hatte Serafina denn auch einiges über Hannes' Familie erfahren. Dessen Großvater hatte sich, wie der Name schon andeutete, vom kleinen Wanderkrämer in Gewürzen zum angesehenen Kaufmann hochgearbeitet. Zunächst hatte es ausgesehen, als würde Diebold dereinst das Handelshaus, das inzwischen hauptsächlich Salz und Wein vertrieb, übernehmen. Dann aber hatte sich überraschend eine Verbindung zwischen ihm und Josefa Wisslanderin angebahnt. Die Wisslanders waren Fernhandelskaufleute, durch Tuchhandel reich geworden und in den Ritterstand erhoben. Da Josefas Mutter nur Töchter geboren hatte, war man froh um einen jungen Kaufmann als Nachfolger.

«Damit war klar», hatte Catharina ihre Ausführungen beendet, «dass nun Hannes statt Diebold in die Fußstapfen des Vaters treten sollte. Doch der Junge ist – *war* viel zu weich für diese Aufgabe. Er wollte lieber Pries-

ter werden. Hat auch immer eifrig ministriert. Sonntags und feiertags zur Messe im Münster, und freitags in der Blutwunderkapelle.»

Bei dem Wort *Blutwunder* hatte die Meisterin verächtlich die Lippen gekräuselt. Sie hielt nicht viel von den aufsehererregenden Ereignissen, die seit einigen Wochen wahre Menschenmassen zu der kleinen Kapelle Sankt Peter und Paul draußen vor der Stadt zogen, und bislang war Serafina noch nicht dazu gekommen, jenes Wunder selbst in Augenschein zu nehmen.

Vor dem Haus Zur Leiter lungerten noch immer etliche Schaulustige herum.

«Was steht ihr dem Herrgott den Tag?», fauchte Heiltrud sie an. «Geht heim zu euren Familien, statt euch am Leid andrer zu ergötzen.»

Darin musste Serafina ihr insgeheim recht geben. Sie holte tief Luft und schlug den vergoldeten Türklopfer gegen den Beschlag.

«Hoffentlich hat sich der Hausherr inzwischen beruhigt», murmelte sie. Heiltrud zuckte nur die Schultern und begann, an Serafinas Schleier und Gebände herumzupfen.

«Immer schauen deine Haarspitzen heraus», tadelte sie und verzog dabei ihren schmalen Mund. «Grad als ob du dich früher nicht hättest drum kümmern müssen, anständig auszusehen.»

«Was willst du damit sagen?» Serafina starrte sie an.

«Nun, ich wundere mich nur. Als Hausmädchen in feinen Schweizer Herrenhäusern hat man sich doch wohl um sein Äußeres kümmern müssen. Oder etwa nicht?»

Das war nicht die erste Bemerkung solcher Art. Ganz zu Anfang war Heiltrud über ihren Namen hergezogen: «Serafina – so heißt doch kein Mensch.» Und Serafina hatte ihr schnippisch erklärt, dass sie diesen Namen, der von einem sechsflügeligen Engel an Gottes Thron her-

rühre, seit ihrer Taufe trage und sie sehr zufrieden damit sei. Letzte Woche dann hatte Heiltrud vor den anderen gelästert, dass ihre neue Mitschwester sich erstaunlich schlecht in Schweizer Landen auskenne, wo sie doch jahrelang dort gearbeitet habe.

So langsam ärgerte es Serafina, dass Heiltrud sie nicht in Ruhe ließ mit ihren Sticheleien und ihrem wunderfitzigen Nachbohren bei allem und jedem. Sie wollte schon zu einer patzigen Entgegnung ansetzen, als sich die Tür, die in das mächtige Hoftor eingelassen war, öffnete.

«Dem Himmel sei Dank, dass Ihr zurück seid», begrüßte das Hausmädchen sie und führte sie durch die Hofeinfahrt. «Sie streiten sich und weinen seit Stunden, meine Herrschaften.»

«Streiten?»

Sie betraten das Stiegenhaus.

«Ja. Die Herrin will nicht glauben, dass Hannes Hand an sich gelegt hat. Sie will, dass der Leichnam noch von jemand anderem untersucht wird, aber der Herr ist nur wütend und furchtbar enttäuscht zugleich. Er denkt, der Hannes hätte sich vor der Verantwortung drücken wollen.»

«Und was glaubst du?»

Der Magd schossen die Tränen in die Augen. «Der Hannes war so ein braver Kerl. Nie und nimmer hätte der sich was angetan.»

Als sie den Flur des Obergeschosses durchquerten, vernahm Serafina aufgebrachte Männerstimmen hinter der verschlossenen Stubentür. Deutlich hörte sie Diebold und den Kaufherrn heraus.

«Ist die Hausherrin auch da drinnen?»

«Nein. Sie ist oben in der Kammer, bei der Totenwache. Der Hannes soll ...», sie schluckte, «er soll gleich

morgen früh abgeholt werden. Habt Ihr den Leichensack dabei?»

Unversehens wurde die Stubentür aufgerissen, und Magnus Pfefferkorn streckte den Kopf heraus. Von Catharina wusste sie, dass er etliche Jahre älter war als seine Ehegenossin, doch jetzt wirkte er gar wie ein welker, graugesichtiger Greis.

«Richte deiner Herrin aus», wandte er sich an die Magd, ohne sich um die Anwesenheit der Schwestern zu kümmern, «dass ich ihrem Wunsch nachgebe, damit endlich Ruhe ist. Ich lasse für morgen früh noch einmal den Ratsherrn kommen, zusammen mit dem neuen Stadtmedicus. – Aber sie braucht nicht glauben, dass da etwas anderes bei herauskommt.»

Serafina spürte, wie ihr bei dieser Nachricht ein Stein vom Herzen fiel.

Als sie die kleine Schlafkammer unterm Dach betraten, war der Raum vom Schein zahlloser Kerzen erleuchtet. Still kniete die Pfefferkornin auf dem Boden, über das Gesicht ihres Sohnes gebeugt. Serafina und Heiltrud ließen sich rechts und links von ihr nieder, während die Magd im Türrahmen stehen blieb.

«Der Hausherr lässt Euch sagen», gab sie bekannt, «dass morgen früh nochmals Ratsherr Nidank vorbeikommt. Mit dem neuen Stadtarzt.»

«Ist das wahr?»

«Ja, Herrin.»

Ein tiefer Seufzer fuhr durch den zerbrechlichen Körper der Frau, dann warf sie sich unter Tränen der Erleichterung in Serafinas Arme.

[...]